



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Die silberne Glocke.

Roman von Karl Kosner.

(12. Fortsetzung.)

Wenige Tage später, vormittags, war der Brief des alten Doktors Jakob Goldschmied gekommen.

„Meine liebe gute Sophel! Seit Du zum erstenmal die braunen Augen aufgeschlagen hast als ein ganz kleines krebserotes Mädel, kenn ich Dich, und hab' ich ‚Du‘ zu Dir gesagt. Und wie Du dann bist älter geworden — ein Schulmädel und eine junge Dame und eine Braut — hab' ich das Sie-sagen immer noch ein bißel hinausgeschoben. Was heißt das? — soll ich, der Vierundsiebzigjährige, jetzt umlernen und ‚Sie‘ zu Dir sagen, weil ich zum erstenmal im Leben an Dich schreiben muß und Du jetzt eine gute, liebe Frau geworden bist? Nein, mein liebes Kind, ich will ‚Du‘ sagen wie immer, und mir fällt leichter, was ich Dir sagen muß, wenn ich es zu Dir sagen kann so, wie ein alter und erfahrener Mann zu einem Kinde spricht: So ist das Leben, und was nützt uns alle Hektigkeit und aller Lärm des Fühlens — das Beste ist, man nimmt mit einer gefakten Seele was kommt und kommen muß. Und Du bist doch so jung — jung sein ist alles! Mein liebes Sophel, ich muß von Deiner guten Mutter zu Dir gehen und muß Dir sagen: warte nicht den Sommer ab, pack' Dir Dein Köfferl und komm.“

Warum ich Dir das schreibe, liebes Kind, warum Dir nicht Dein Vater schreibt, das alles ist ein bißel seltsam, und das ist so gekommen: Das wird jetzt sein drei Monate — im Februar war's — wie Deine liebe Mutter den bösen Schwächeanfall eben überwunden hat, da bin ich einmal oben bei ihr an der Chaiselongue gesessen, und da haben wir so geschwätzt von alten Zeiten und von allerhand. Und ich hab' ihr gesagt, weil sie so trüb und müde war: Was wollen Sie, hab' ich ihr gesagt, jetzt sind wir über'n Berg, und jetzt erholen Sie sich bald und sind gesund! — Mein Sophel, mein Kind, der Frau mit den Augen soll man so was erzählen!? Sie hat mich doch nur angeschaut und hat gesagt: Mein lieber Doktor, wollen Sie mir eins versprechen? Ich hab' versucht zu lachen: Was schon wieder? Und hab' ihr einen jüdischen Witz erzählt. Schön ausreden hat sie mich lassen und hat gelächelt. Dann aber hat die gute Frau Kathi meine Hand genommen und hat gesagt: Ich weiß, wie das mit mir ist, und weiß, wie knapp ich diesmal noch vorbeigekommen bin. Doktor, ich möchte, daß, wenn meine Stunde kommt, daß dann die Sophel an meinem Bette sitzt. Ich könnte keine Ruhe haben, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie noch sehen

werde. Wollen Sie mir hier in die Hand versprechen, daß Sie sie rufen, wenn es nötig wird?

Ich hab' gesagt: Frau Kathi — was sind das für meschuggene Sachen? Wie alt sind Sie? Zweiuudvierzig! Sie werden doch noch ihre Enkelkinder großziehen!

Was soll ich Dir erzählen, Kind? Deine liebe Mutter hat meine Hand gehalten und hat gesagt: Doktor, wollen Sie mir's versprechen?

Nun ja schon!

Wollen Sie mir's beim Andenken an Ihre tote Frau versprechen?

Mein Sophel — so ist das dann gewesen — ich hab's ihr also bei meiner Roserl — Gott hab' sie selig, die Goldene — in ihre Hand versprochen.

Und jetzt — was soll ich sagen? — Ich traue doch ihrem Zustand nicht. Da ist ein Herz, das schwach und müde ist — das kann mit einem Male stillstehen auch. Und manchmal, wenn ich bei ihr oben sitz' — was soll ich alter Mann auch tun mit meiner vielen Zeit, die mir der Herrgott schenkt? — dann schaut sie mich mit ihren schönen Augen so komisch an, als wollt' sie fragen: Denken Sie auf das, was Sie mir bei der seligen Roserl versprochen haben?

Mein liebes Kind, so pack' also Dein Köfferl und komm!

Was heißt das?! Jetzt wirst Du, mein Kind, sitzen und weinen!? Und was kann ich als Trost zu Dir sagen? Daß es vielleicht doch noch eine Weile dauern kann mit ihr? Daß es ein leichtes Ende ohne Schmerzen sein wird — ein Stillewerden und Zuruhegehen? Mein Kind, ich weiß ja doch, das alles ist kein Trost.

So wein' Dich also aus und komm' dann her mit Augen, die nicht rotgeweint von Tränen sind. Sie weiß doch nichts davon, daß ich Dir schreib' — ich mein', sie soll es auch nicht wissen! Und wenn Du kommst und rote Augen hast, dann wird sie denken: Jetzt hat er sie hergerufen, und jetzt ist's bald vorbei.

Denk' Dir also was aus, was Du ihr sagen kannst — warum Du jetzt schon kommst — und verzeih' einem alten Mann, der auch manchmal schon sehr ans Schlafengehen denkt, wenn er auf Deinen lauten Schmerz nur solche stille und vielleicht geschwähige Worte zu Dir sagt. Und noch was: mit Deinem Vater hab' ich doch schon vor Monaten gesprochen, er sagt, ich seh' zu schwarz, und sie ist schon seit

Und wieder, wie sie so alleine saß, konnte Sophie weinen. Beim Kaffee traf sie wieder mit Wilhelm zusammen. Sie vermied es jetzt nach Möglichkeit, noch von Wien und von der Mutter zu sprechen. Sie ließ das Mädchen hereinkommen, sagte ihr, was alles während ihres Fortseins zu beachten sei und geschehen müsse, gab Wilhelm die Schlüssel und zeigte ihm, wo alles, was er vielleicht brauchte, läge. Er ging, seltsam interessiert, auf ihre Worte ein. Hier und da suchte er auch etwas wie Humor herauszufahren, um sie ein wenig aufzuheitern und auch, weil ihn selbst bei den Vorkehrungen und Besprechungen ein eigentümliches unklares Unbehagen überfam.

Er brachte sie zur Bahn, war ihr bei der Aufgabe des Koffers behilflich, redete mit dem Schaffner des Schlafwagens, der ihm versprach, dafür zu sorgen, daß Sophie ihr Abteil allein und ungestört haben solle, kurz, er war voll von Aufmerksamkeit und Besorgnis. Zeitweilig ging sein Blick prüfend über Sophie, das war, als wollte er ihre Gedanken lesen. Doch sie war still und hatte ernste Augen, die über alle Gegenwart und über alles Treiben rings um sie hinweg in eine Ferne und in eine Zukunft schauten.

Vor dem Coupé stand er noch neben ihr und redete. Er hatte Grüße zu bestellen — und gleich nach ihrer Ankunft sollte sie ihm schreiben — nein, depechieren! — wie sie die liebe Mutter angetroffen hätte. Sicherlich gut — er wäre eigentlich ganz unbesorgt und ruhig. Der alte Goldschmied war überängstlich!

Sie antwortete nur hie und da mit einem Worte.

Die Menschen eilten an ihnen vorbei, suchten nach ihren Wagen; ein Zeitungsjunge rief die Abendblätter aus und bot Reifelektüre an.

„Willst du nicht von den Büchern etwas nehmen? Die Fahrt ist doch so lang; oder von den Journalen? Die ‚Fliegenden‘, die ‚Woche‘?“

Sie schüttelte den Kopf.

Und wieder sah er, wie sein Blick in ihr Gesicht traf, unter dem dünnen Schleier diesen seltsam fernen Ausdruck, der wie ein Nichtverstehen war, und der ihn unruhig und nervös machte. Wieder floh er vor dem in seine Munterkeit.

„Nein — völlig unbesorgt bin ich, Sophie. Du — aber eins: höre — mach mir keine Dummheiten!“

Sie verstand nicht gleich: „Dummheiten?“

Er lächelte und machte ein verschmitztes Gesicht: „Na — junge, alleinreisende Frau — eigentlich ein sträflicher Leichtsin von mir!“

„Ich fahre zu meiner kranken Mutter“, sagte sie, und ihr Gesicht wurde noch fremder.

„Nun ja — Gott, du mußt auch nicht alles übelnehmen!“

Er drehte ärgerlich an seinem kleinen Schnurrbart und war eigentlich froh, als jetzt der Schaffner zum Einsteigen mahnte.

Nach küßte er Sophie und half ihr dann noch in den Wagen. Auf seinen Stock gestützt, stand er jetzt, zu ihr aufblickend, auf dem Perron. Sie war oben an das Fenster getreten.

Er wollte noch etwas sagen — es fiel ihm nichts Rechtes ein.

Bügernd trat er näher an den Wagen heran und sah das Weiß des schon aufgeschlagenen Bettes.

„Hoffentlich schläfst du gut — ich schlafe auf der Fahrt gewöhnlich besser als zu Hause.“

Sie knöpfelte an ihren Handschuhen und nickte. Wenn erst die Nacht vorüber wäre! dachte sie.

Und da begann der Zug leise zu rollen — —.

Wilhelm winkte ihr mit der Hand, er lächelte.

Sie sah ihn an. Vielleicht lächelte sie wieder. Sie wußte es nicht. Sie fühlte nur, daß ihr so schwer ums Herz war — nicht allein ihrer kranken Mutter wegen — nein, auch weil ihr das Scheiden von dem Manne nicht anders als der Abschied von einem Fremden war.

Neben dem Bette war ein kleiner Klappsiß, auf den ließ sie sich nieder. Lange saß sie da. Der Zugwind wehte ihr ums Haar und fächelte ihr die Wangen. Das tat ihr wohl. Sie schloß die Augen. Das war jetzt, als ob da einer, der ihre Gedanken kannte, sie leise streichelte — —. Und zu ihr spräche, gleichwie ein gütiger Vater zu seinem Kinde spricht: Still — laß sie ruhen, diese Fragen und diese Angst — —. Siehe, ich nehme sie von dir — ich wische sie hinweg — —. Woher du kommst, wohin du gehst — sorge dich nicht — —!

Draußen sank die Dämmerung hernieder. Sie legte ihre weichen Nebel um die Fernen und hüllte alle Farben in ihr stilles Grau. Sachte löschte sie rings die Lichter und die Blüten aus und führte Bäume, Felder, Mensch und Tier zur Ruhe: Die Nacht will kommen — ihr sollt schlafen gehen.

So müde wurde auch Sophie. Sie fühlte, wie sich alle Dual entspannte und von ihr ging. Sie dachte nur — und das war wie ein Beten ihrer Sehnsucht: morgen, wenn ich erst bei ihr bin!

Später streckte sie sich auf das Lager hin, und die lange, lange Nacht ging über sie hinweg.

Nur hie und da trat etwas wie ein leiser Schlummer an sie heran — mehr nur ein Halbschlaf, der die Sinne der Welt und ihrem Treiben kaum verschloß, der nur das Denken lähmte und verwischte, so daß Frau Sophie ein wenig ruhen konnte. Und als der Tag hereingebrochen war, war sie in Wien.

(Fortsetzung folgt.)

Detlev von Liliencron.

Von Hans Benzmann.

Mit tiefer Dankbarkeit erinnere ich mich noch jener Tage, als ich die ersten Gedichte Liliencrons las: es waren die „Adjutantenritte“ und „Der Haidegänger“. Ich muß gestehen, daß ich bis dahin Gedichte mehr aus literarischem Interesse als um der künstlerischen Freude willen gelesen hatte. Wie vielen mag es so gehen, noch heute und in allen Zeiten, wie vielen, die, begabt mit einem frischen, gesunden Gefühle für Poesie, doch nicht das rechte Vergnügen daran zu finden vermögen, weil die Dichter, die sie lesen, die ihnen von der Schule her empfohlen sind, häufig ein freieres und eigenes Menschentum ebenso verleugnen wie die kernhafte, bildkräftige Sprache des Lebens. Ich bin überzeugt, daß den meisten, die Liliencrons Gedichte mit frischem, unbefangenen Empfinden lesen, das wahre Reich der Poesie erst erschlossen wird. Ja, ich möchte behaupten, daß in unserer Zeit kein anderer Dichter so sehr wie Liliencron geeignet ist, Verständnis für lyrische Kunst und Freude an der Poesie, an der Natur, an starken

und edeln Empfindungen, an allen natürlichen Regungen der Seele, an allen Schönheiten und Tiefen der menschlichen Phantasie zu wecken. Leider sollte Liliencron, dem allerdings die Verehrung des jüngsten Dichtergeschlechts in reichem Maße zuteil wurde, dem in den letzten Jahren auch äußere Ehren — sogar von Staats wegen — noch erblüht waren, diese tiefe Dankbarkeit eines ganzen Volkes, die er so sehr verdiente, nicht mehr erfahren: er ist bisher nicht vollständig geworden; doch er wird es einst werden, die Überzeugung habe ich.

Wie kein anderer Dichter der Gegenwart wurzelt Liliencron im Volksempfinden. Sein einst so oft von der herrschenden Richtung zurückgewiesener Realismus ist kein anderer als der des deutschen Volksliedes. Durch ihn wurde dieser alte Zusammenhang zwischen lyrischer Kunst und Volkslied wiederhergestellt. Seine Liebeslieder z. B., hier fest und flott im Ton, dort zart und innig, aber immer melodisch, anschaulich, immer einfach und in der Sprache des Lebens, des Herzens gehalten,

immer von den großen Stimmungen der mitempfindenden Natur durchflungen — seine Liebeslieder, oft von schwerer, dunkler Melancholie, von Schmerz, von Reue und Selbstqual erfüllt und durchzittert, wirken so unmittelbar wie ein Volkslied. Und andererseits: wach eine Persönlichkeit erschleicht sich uns, wenn wir in diesen Versen lesen. Ist es nicht, auch wenn sie das Einfachste sagt, als stünde sie in ihrer ganzen urwüchsigem Kraft und selbstherrlichen Größe vor uns? Das eben ist der eigentümliche Zauber des geborenen Genies, der überragenden Persönlichkeit, daß sie nicht anders — wenn auch in gesteigertem Maße —

empfindet als wir, daß sie die natürlichsten Affekte der Seele künstlerisch gestaltet und doch in jeder Äußerung so außerordentlich persönlich wirkt. Diese unerhörte Natürlichkeit des Empfindens stellt Liliencron in die Reihe der wenigen großen Nachfolger Goethes, in die Reihe der Brentano, Märke, Droste-Hülshoff, Storm, Gottfried Keller, Fontane.

Er hat unsere Lyrik, die dahinzieht am blaffen, unpersönlichen, sentimentalen und langweiligen Idealismus, durch seinen farbenreudigen, blutvollen, lebensfrischen Realismus wieder gesund gemacht. Er erschloß uns wieder die deutsche Landschaft und die deutsche Seele. Immer wieder und immer neu, immer charakteristisch schildert er die norddeutsche Natur, die Haide in ihrer großen stillen Poesie, die

Moore und Marschen im Spiele der tausend Lichter und Farben. Frische Jagdstücke wechseln mit melancholischen Träumereien, mit Erinnerungen an die Soldatenzeit, mit Manöverbildern, Feldwachen und Reiterattaken. Und plötzlich wiederum versetzt uns seine unerschöpfliche, gestaltungsmächtige Phantasie in die wilden Zeiten der Dithmarschenkämpfe zurück, oder wir erleben mit ihm wunderbare Abenteuer auf dem Mond oder auf dem Sirius, wir sehen mit ihm Welten vergehen und entstehen; historische Bilder, titanische Visionen fliegen an uns vorüber von einer Größe und Tiefe der Anschauung und der Phantasie, wie sie Dante und Byron sahen und erlebten. Keine Faustnatur war Liliencron, kein Empörer und Gottfucher; aber seine Phantasie, seine Schöpferkraft, die Intensität seines Empfin-

dungslebens, ich möchte sagen der Glanz seines freien und adligen Menschentums, ließen ihn doch der faustischen Höhenkunft sehr nahe kommen. Er war eine dionysische, ganz unberechenbare Natur.

Das merkwürdigste ist, daß er erst im reifen Mannesalter die ersten Verse gedichtet hat. Er ist gewiß ein Dichter von Kindesbeinen an gewesen. Wir wissen von ihm — er ist geboren am 3. Juni 1844 zu Kiel — daß seine Mutter, eine geborene von Harten, Tochter eines deutschamerikanischen Generals, sich viel mit deutscher und englischer Literatur be-

schäftigt hat, daß sie Heine, Shakespeare und Byron besonders gern las, daß Klaus Groth zu ihren Freunden gehörte, daß Theodor Storm „mit seinen ersten Gedichten den Weg zu ihrem Herzen fand“. (Über seinen Vater sagt Liliencron nur, daß er „ein herrlicher Mensch“ war, weitere Eindrücke hat er nicht empfangen.) Wir wissen weiter von ihm, daß er, der später so lebenslustige Offizier, ein träumerischer, menschenfeindlicher Knabe war.

„Meine Knabenjahre sind einsam vergangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur ‚Geschichte‘ hat mich bis zum heutigen Tag immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, die ‚Schleif-

mühle des Kopfes‘, die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht. Meine Untätigkeit brachte mir die entsprechenden Früchte. Nachhilfestunden waren die Folge. Aber dann war ich frei und lief in den Garten, ins Holz, in die Felder und überließ mich meinen Träumereien. Ich wollte von Kindheit an Soldat werden. Während meiner aktiven Soldatenzeit hatte ich das Glück, viel hin und her geworfen zu werden. Ich besuchte sieben Provinzen und siebzehn Garnisonen. Dadurch lernte ich Land und Leute kennen. 1864/65 war ich am Schlusse der letzten Erhebung in Polen. Dann folgte der österreichische und französische Krieg. In beiden Feldzügen wurde ich verwundet. O du Leutnantszeit! Mit deiner früh-



Verlag v. Liliencron.

lichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit deinen herrlichen Freunden und Kameraden, mit allen deinen Rosentagen, mit deinem bis aufs schärfste herangenenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht.“ So plaudert Liliencron in seiner etwas saloppen und soldatisch knappen Art über sich selbst. Das waren andre Jahre als die der Kindheit: Der Leutnant Baron von Liliencron genoss sein junges Leben in vollen Zügen. Ob der Dichter, der den Knaben scheu und einsam gemacht hatte, in diesem Leben der Freude und Jugendtorheit, der heißen Schlachten und tollen Abenteuer unterging? Ganz gewiß nicht. Wie ein Raufsch sind ihm diese Jahre dahingegangen, wie gelebte Poesie. Aber die bunten und oft grellen Bilder, die schrecklichen Momente und Stunden der Schlacht, die sein Auge und seine Seele aufnahmen, blieben mit photographischer Schärfe in seinem Innern haften, auch die Menschen, mit denen er jene Abenteuer und Gefahren durchlebte. — Liliencron mußte „Schulden und Wunden“ halber den Dienst quittieren. Kurzenschlossen fuhr er nach Amerika. Hier ist's ihm schlecht ergangen. Man sagt, daß er sich sogar als Klavierlehrer durchgeschlagen habe. Er kehrte, von Heimweh gepeinigt, nach Deutschland zurück und nahm ein Amt an: er wurde königlicher Deichhauptmann und Hardsvogt auf Pellworm, einer der einsamen nordfriesischen Inseln. Hier zwang ihn vielleicht die Langeweile, Einkehr zu halten und sich auf sich selbst zu besinnen. Eine eigenartige, wilde und heimtückische Natur umgab ihn, sie und die Pflicht setzten ihn tausend Gefahren aus. Und hier in dieser Einsamkeit, auf dieser oft vom Sturm umtobten Insel erwachte erst der Dichter in ihm.

Hier fand ich Ruhe, die ich nicht gefunden
Im Treiben der Gesellschaft, in den Schenken.
Hier fand ich Ruhe, um in vielen Stunden
In unsrer Dichter ganz mich zu versenken,
Von alten Wunden endlich zu erholen,
Vergangenes Leben ernst zu überdenken.
Viel Glaube stirbt, manch Vorurteil zerfällt
In tiefer Einsamkeit, weitab der Welt.

Hier auf Pellworm entstand sein erstes Buch: „Die Adjutantenritte“, das im Jahre 1884 erschien. Später bekleidete er noch einige andere Ämter — so war er mehrere Jahre Standesbeamter in Kellinghusen — bis er jede Bürde für immer abwarf, um nur freier Dichter, auch unter Entbehrungen, zu sein. Er lebte in München, dann längere Zeit in Ottenfen und in Altona. Nach seiner Verheiratung siedelte er nach Alt-Nahstedt bei Hamburg über. Ein Töchterchen, Abel, und ein Söhnchen, Wulf, waren seine Freude und sein Stolz.

Nichts weiß ich heiliger in aller Landen
Als das Gemühen einer treuen Ehe,
Wenn Mann und Frau mit immer sichern Banden,
Bis eines stirbt, durch Glück vereint und Wehe,
Nach schwerer Tagesfahrt am Bettchen landen
Des Liebblings, daß ihm nachts kein Leid geschehe:
Ein Lustreich ist's, wo Kirchenkerzen brennen,
Wenn Mann und Frau nichts stören kann und trennen.

„Was auch soll ich von mir erzählen, dessen Leben dahingegangen ist wie das ungezählter anderer Menschen, ohne irgend etwas Besonderes“, pflegte er zu sagen. Er braucht nichts zu erzählen. Wie er ist, und was er erlebte, das alles erfahren wir aus seinen Dichtungen, aus seiner Lyrik, aus seinen Novellen. Man hat Liliencron einen unverwüßlichen Optimisten genannt, er war es im edelsten Sinne. Sein Leben und Dichten erzählt von schweren Niederlagen und schwer errungenen Siegen und endlich von einem glücklichen Frieden. Sein Motto war allerdings die oft in ähnlicher Weise ausgesprochene Wendung: „Ich bin, ich lebe! Zum Teufel mit der Zagerei, jeder lebe so gut wie irgend möglich!“ Und so sagt er auch einmal in seinem Roman „Breide Hummelsbüttel“: „Der Dichter, wenn ich ihn mir richtig vorstelle, muß frei sein; frei sein zuerst von Brotsorgen (hat er solche, so soll er sich sofort hängen), dann aber auch in jeder andern Beziehung. (Vor allem darf er nicht durch ein Geschäft, durch ein Amt behindert sein.) Der Dichter, ist er ein wirklicher, schreibt einzig und allein nur für sich und zu seiner Freude . . . Jeder

Dichter müßte ein Jäger sein. Shakespeare und Turgenjew waren es!“ Und wir wissen ferner, daß er als freier Grandseigneur seine Äcker und Wälder durchstreift — in strahlender Heiterkeit, eine Personifikation des glückseligen Lebens. Aber wir wissen auch, daß dieses Empfinden zwar seinem Wesen entsprach, daß jedoch das freie Herrentum und seine Grafenschaft nur in seiner Phantasie existierten, daß ihn selber die Not des Lebens aufs bitterste plagte. Und so möchte ich an dieser Stelle auch einem andern Märchen begegnen: Liliencron war nicht der flatterhafte, leichtsinnige Mann, als den er selber zuweilen sich ausgab. Er war nicht bloß der kindhafte Spielmann, nicht der Zunker Übermut, nicht der lebenswürdige Leichtsinn, für den ihn viele gehalten haben, er war auch der Mann der schweren Stunden, der einsamen Fragen und Gedanken, und er hat nur das menschliche Leben in ein launisches Spiel der Natur umgedichtet, weil er den furchtbaren Ernst unseres Lebens aus innerster Erfahrung begriff.

Der Ernst des Lebens. Furchtbar ist sein Schweigen,
Wie starr es dich aus allen Ecken an:
Dein läppisch Tun, dein feiges Niedersteigen
In Schlamm und Schmutz, der roß dich überann.
Bleib aufrecht, daß sie nicht mit Fingern zeigen:
Seht den! Er ist nicht mehr sein Steuermann.
Gib acht! Besinne dich! Trag' deine Sterne
So unbefleckbar wie die Gletscherfirne.

„Auf meiner Schlachtfahne“, ruft er einmal aus, „soll in leuchtender Schrift das edelste Wort glänzen: Selbstzucht. Das Wort, das Wermut sät und Rosen erntet, das die ausgestreckten, heißverlangenden Arme sinken läßt: es muß sein, willst du dich vor dir selber achten, das Wort, das die Sterne mit Schweiß bedeckt und sie trocknet wie ein kühlender Seewind am Julitag, das Wort, das uns nach härtesten Kämpfen in sturmsummen, warmsonnigen, felderbeglänzten, einsamen Herbstnachmittag stellt. Und um das gewaltige Wort stück ich den Stachelkranz: Tod aller Weichlichkeit. Über mich aber komme die Kraft Gottes, den ich suche, seit ich denken kann!“

Und seine heißeste Bitte an die Sterne ist: „Daß ich ein guter, edler Mensch werde; daß ich dem Nachbar helfe, wo ich kann, daß ich ein frisches Herz behalte, ein fröhliches! Trotz allem Drang und Druck der Erde.“ Einmal erzählte er, wie er auf einem Jagdausfluge den Wagen halten läßt, um einem Birkenstämmchen zu Hilfe zu kommen, das ganz von Eichengestrüpp erdrückt wird. Viele Tagebuchblätter predigen das Evangelium reinsten und gütigster Menschenliebe. So heißt es im Testament des „Mäcen“, der sechs Millionen bestimmt hat für die Witwen und Waisen von Arbeitern: „Ich mache die Bedingung, daß vor allem nicht auf das Glaubensbekenntnis zu sehen sei. Ein Würdigkeitsattest ist unter keinen Umständen beizubringen. Ob der Verbliebene ein Rauhebein, ein Söffling oder was immer für ein Teufelskerl gewesen ist — ganz gleich.“

So war Liliencron.

Es ist nicht möglich, diese reiche, gleichsam in einem ewigen Blüten begriffene Persönlichkeit in dieser kurzen Skizze noch intimer und wesentlicher darzustellen — wie ich auch nicht auf den ganzen Flor seiner Dichtungen im einzelnen eingehen kann. Eins aber möchte ich noch hervorheben: Liliencron ist bei allem ungestümen Drange nach Freiheit, bei allem Verständnis für jede Geistesrichtung, und obwohl er selbst das Leben des Bohémiens durchgekostet hat — immer Offizier und Edelmann geblieben. Zu seinen schönsten und originellsten Gedichten und Novellen gehören die das Soldatenleben verherrlichenden Bilder und Balladen und die „Kriegsnovellen“. Lektüre z. B. würden eine besondere Betrachtung verdienen, die ich mir in diesem „Lebensbilde“ versagen muß.

Es war dem Dichter vergönnt, kurz vor seinem Tode noch einmal die Schlachtfelder in Esch-Lothringen zu besuchen. Er wollte sie seinen Kindern zeigen. Auch als er dann erkrankte, hat er viel von jenen Siegestagen geplaudert und auch wohl phantasiert — es war ihm einmal, als ob er verumwundet auf dem Schlachtfelde lag. Diesen Erinnerungen

sich hingebend, schied sein Geist von uns. Am Sonntag, dem 25. Juli, ist er auf dem Friedhof zu Mt-Nahlstedt beerdigt worden. Als der Ortsgeistliche, ein langjähriger Freund des Verstorbenen, der Familie Trost zusprach, spielte draußen die Kapelle des 31. Infanterieregiments den kurbessischen Reitermarsch, den sich der Dichter als Totenfeiermusik bestellt hatte. Und dann sprach ihm Richard Dehmel draußen das letzte Lebewohl nach: „Wenn er jetzt unter uns treten könnte,

er würde sagen: ‚Kopf hoch, Leute!‘ Er würde es sagen, laut oder leise, mit seinem hellen, trotzigen Lachen oder mit stillem, gütigem Lächeln. An solchem Grabe wollen wir nicht trauern, wir wollen unsere Herzen erheben. Wenn wir weinen müssen, ist es nicht bloß aus Schmerz, es ist aus überströmender Dankbarkeit, daß wir so Unendliches mitfühlen konnten, des Dichters unvergängliches Werk, des Menschen unvergängliches Wesen . . .“

Moriz Daffinger,

der berühmte Wiener Bildnißminiaturmaler der Biedermeierzeit.

Zur Erinnerung an seinen sechzigsten Todestag, 22. August 1909. Von Anton Schlosfar.

Für den, der die Geschichte der Porträtkunst im vergangenen Jahrhundert verfolgt hat und mit ihr vertrauter ist, steigt bei der Nennung des Namens Daffinger das ganze heitere und lebenslustige Wien von der Zeit des Wiener Kongresses (1814 bis 1815) an bis zum Sturze des allmächtigen Staatskanzlers Fürsten Klemens Metternich im Geiste empor. Man sieht die schönen, kostbar noch eine Zeitlang im Empirekostüm gekleideten Damen, die glattrasierten Herren mit den Diplomaten Gesichtern im Frack oder die in reich vergoldeten Uniformen prangenden Offiziere mit den hohen, steifen Kragen vor sich, man sieht das bunte, festliche Treiben der Kongresszeit zu Wien, in dem sich diese Gestalten heiter bewegen, fröhlichen, kostbaren Tanzfesten oder künstlerischen Konzerten beiwohnen, im Burgtheater, im Kärnthnertortheater und in den übrigen Schauspielhäusern Wiens erscheinen, um zu sehen und gesehen zu werden, und an üppigen Tafeln bankettieren, an denen der Schaumwein — natürlich französischer — in Strömen floß und lustig konvergiert und intrigiert wurde.

Diese Zeit also war es, in der Moriz Daffinger wirkte, d. h. seine

Elfenbeinminiaturporträte malte, und aus der hohen Gesellschaft jener Reihe von Jahrzehnten ist wohl kaum eine Persönlichkeit zu nennen, die er nicht gemalt hätte. Daffinger war der Maler des Hofes; den Kaiser Franz und seine Gemahlinnen, die Erzherzoge und Erzherzoginnen, Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen hat sein Pinsel in der glänzendsten Weise verewigt, aber auch Künstler und Dichter, hervorragende Größen des Wiener Bürgertums und vor allem jene entzückenden Frauen- und Kindergestalten hat er der Nachwelt überliefert, die heute noch, selbst wenn ihr Urbild unbekannt ist, die Bewunderung nicht bloß des Sammlers hervorrufen.

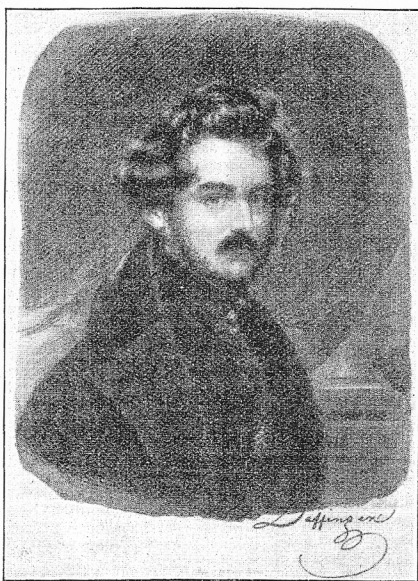
Die Porträtkunst wurde in jenen Tagen gar vielfach außer von ihm von weniger Berufenen, namentlich oft von Dilettanten geübt.

Überhaupt hat jenes alte Wien der Malerkunst seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet; Erzherzoge und Fürstinnen malten und zeichneten, die Kaiserin Maria

Ludovica, der Goethe seine poetische Huldigung dargebracht, obenan, daneben die Mitglieder der hohen Aristokratie; aber auch Vertreter des wohlhabenden Bürgertums erfreuten sich eigenen künstlerischen Schaffens. Welcher Kunstgeist, der sich ja namentlich in der Sammlung von Meisterwerken der Welt zeigte, damals in der österreichischen Residenz hervortrat, erweisen die berühmten Galerien, von denen die Belvederegalerie als kaiserliche Sammlung damals eine der größten der Welt war.

Unter den Zeitgenossen Daffingers auf dem Felde der Malerei finden wir glänzende Namen, die unvergänglich bleiben auf dem Gebiete der österreichischen Kunst: Karl und Leander Rus, Nahl, M. v. Schwind, Kupelwieser, Danhauser, Waldmüller, R. Fendi, Fischbach, Jos. Hoyer, Jak. und Rudolf Alt, Blasius Höfel und andere. Die meisten dieser Künstler huldigten auch dem Zeitgeschmack und malten Miniaturporträte auf Elfenbein, freilich ohne, in dieser Beziehung wenig-

stens, Daffinger zu erreichen, der seinen Porträten das unauslöschliche Merkmal besonderer Kunstfertigkeit zu verleihen wußte. Einer freilich, der auch noch Daffingers Zeitgenosse war, er schien diesem kongenial ja noch überlegen, es war der berühmte Hofmaler, Direktor der kaiserlichen Akademie und später der kaiserlichen Sammlung im Belvedere, Heinrich Füger (1751 bis 1818). Füger aber war es, der als Lehrer Daffingers diesem auf dem Gebiete der Miniaturporträtmalerei zum Vorbilde wurde, das der Schüler auch erreichte. Seine Miniaturporträte haben Fügers Namen bleibenden Ruhm verliehen, der aber erst in der späteren Zeit zunahm. In den Tagen des Wiener Kongresses malte Füger keine Miniaturen mehr; sein herrliches Selbstporträt, das



Moriz Michael Daffinger.
Selbstporträt, gezeichnet von F. Stöber um 1830.



Franz Grillparzer.
Miniaturporträt, gemalt um 1820 von M. Daffinger.



Katharina Fröblich.
Grillparzers „ewige Braut“.
Miniaturporträt, gemalt um 1825 von M. Daffinger.